

Bettina Obrecht

Willkommen zurück, Opa!

Mit Illustrationen

von Barbara Scholz

Gabriel

Ein Lindenbaum mit Stacheln

Mama steht unter der Linde und pflückt Lindenblüten. Der ganze Baum über ihr summt laut, als hätte mit Sonnenaufgang jemand einen Stecker eingesteckt. Dieses Gessumme stammt von den Bienen, die den Lindenblütenhonig sammeln. Mama stört sich überhaupt nicht an den ständigen An- und Abflügen um sie herum. Sie zupft konzentriert Lindenblüten ab und legt sie in den Korb, der neben ihren Füßen steht. Mama hat bei solchen Dingen große Ausdauer und der Korb ist schon ziemlich voll. Lindenblütentee hilft im Winter bei Erkältungen, sagt sie. Ihre Mutter hat auch schon Lindenblüten von diesem Baum gesammelt. Es ist sozusagen der Familienmedizinbaum.

Wenn Mama Lindenblüten pflückt, ist es ernsthaft Sommer. Als wir noch nicht hier gewohnt haben, sind wir sogar manchmal um diese Zeit eigens zu Opa gefahren, da-

mit Mama Lindenblüten pflücken kann. Es ist immer eine der letzten Aktionen vor unserer großen Sommerreise. Mama breitet die Blüten auf dem Speicher auf großen Blechen aus, und wenn wir aus dem Urlaub zurückkommen, sind sie getrocknet und wiegen so gut wie nichts mehr.

Aber dieses Jahr redet keiner vom Sommerurlaub.

Na gut, wir haben ein bisschen später Sommerferien als im vergangenen Jahr. Es sind also noch ein paar Wochen bis dahin.

Aber ich finde, ich habe das Recht, endlich zu erfahren, wohin die Reise diesmal geht.

»Mama?«

Mama sieht auf. Sie hat einen etwas verträumten Blick. Wahrscheinlich ist sie von dem gleichmäßigen Gessumme um sie herum schon ganz weggetreten.

»Ich muss dich was fragen.«

»Was?« Mama hält sich die Hand über die Augen, als könne sie so besser hören. »Ich versteh dich nicht. Es ist so laut hier. Komm doch näher.«

Aber ich komme natürlich nicht näher. Ich bin doch nicht lebensmüde! Wenn so viele Bienen gleichzeitig stechen, kann man tot sein. Ich habe mal gelesen, dass Bienen in Südamerika manchmal große Pferde umbringen. Opa sagt, das sind Mörderbienen, die gibt es bei uns überhaupt nicht. Aber man kann ja nie wissen.

Ich winke ab und vertage die Frage ein letztes Mal. Gleich beim Abendessen werde ich sie stellen. Ich könnte schon mal Abendessen machen, damit es nicht mehr so lange dauert.

Ich gehe ins Haus. Papa muss gleich kommen. Er macht Überstunden, weil er sich wahrscheinlich freinehmen muss, wenn Opa nach Hause kommt.

Ich entscheide, dass wir in der Küche essen, nicht draußen, wo es jetzt von Bienen und Hummeln nur so wimmelt. Ich lege drei Holzbrettchen auf den Tisch und suche saubere Gläser aus der Spülmaschine. Im Kühlschrank finde ich einen Rest Frischkäse und ein paar lahme Radieschen. Nicht das Richtige für heute, finde ich. Im Keller mache ich noch eine Fischdose aus Frankreich ausfindig. Die haben wir letztes Jahr aus der Bretagne mitgebracht. Leider ist kein Baguettebrot da, nur das saure Bauernbrot vom Dorfbäcker. Vielleicht sollte ich meinen Eltern eine Flasche Rotwein hinstellen? Aber das wäre ein bisschen auffällig.

Ein Auto fährt vor. Das muss Papa sein. Ich flitze schnell mit der Fischdose in die Küche.

Papa steigt aus, geht kurz zu Mama und kommt dann rein.

»Hallo!«, rufe ich fröhlich. »Ich mache schon Abendessen.«

»Hier drin?« Papa runzelt die Stirn. »Ich war schon den ganzen Tag eingesperrt.«

»Draußen sind so viele Insekten«, sage ich. »Und es klebt alles. Weil die Linde doch blüht.«

Papa nickt kurz.

»Ich ziehe mich um«, sagt er und verschwindet.

Vielleicht habe ich Glück und er zieht sein Lieblings-T-Shirt an, das mit den orangefarbenen und roten Streifen. Es ist sein Gute-Laune-T-Shirt und er trägt es auf fast allen Urlaubsfotos vom letzten Jahr.

Ich schaue aus dem Fenster. Friedrich, Opas steinalter Hund, liegt auf seiner noch steinälteren Decke vor der Scheune. Er wird sich totfreuen, wenn Opa wiederkommt.

Ich erschrecke, denn so was darf man nicht mal als Witz denken.

Papa taucht wieder auf. Er hat ein grünes Polo-Shirt an, das er eigentlich nicht leiden kann, weil es ihn am Hals kratzt. Das bedeutet, dass alle besseren T-Shirts in der Wäsche sind und er nicht so gute Laune hat.

Jetzt kommt Mama auch ins Haus. Sie stellt den Korb in die Küche und ich werfe einen misstrauischen Blick darauf. Es kann ja immerhin sein, dass irgendeine Biene sich nicht von ihrer Blüte trennen konnte.

»Abendessen ist bereit«, sage ich förmlich.

Mama lächelt dankbar und wäscht sich die Hände an

der Spüle. »Du wolltest mich was fragen?« Sie setzt sich an den Tisch.

Ich schiele zu Papa, denn der fummelt noch an seinem Kragen herum und sieht ein bisschen angenervt aus.

Ich nehme mir ein Brot und tue, als würde ich die Frage so ganz nebenbei stellen.

»Ich wollte nur mal wissen, wo wir dieses Jahr hinfahren. Ich hab ja schon bald Ferien.«

Schweigen. Mein Herz klopft ganz laut. Dabei habe ich die normalste Frage der Welt gestellt. Jeder Mensch fährt im Sommer weg. Außer Juli, meiner besten Freundin. Meine Eltern und ich, wir waren immer unterwegs. Letztes Jahr in der Bretagne. Da hat es uns allen so gut gefallen, dass Papa gleich wieder für dieses Jahr buchen wollte. Vielleicht hat er das auch getan und einfach nur vergessen, es mir zu erzählen.

Aber jetzt vergeht Woche um Woche und es fällt nicht einmal irgendeine Bemerkung zu diesem Thema. Nicht zur Bretagne, nicht zum Mittelmeer, nicht zu Norwegen, nicht mal zum Schwarzwald. Es ist, als würden wir in einer grauen Urzeit leben, in der Urlaubsreisen noch nicht mal erfunden waren.

»Lisa«, sagt Mama ruhig. »Du weißt doch, dass wir nicht wegkönnen.«

Ich starre sie an. »Und warum nicht?«

»Wegen Opa.« Mama greift nervös nach einem Stück Brot. »Das weißt du doch. Wenn er zurückkommt, braucht er erst mal eine Weile Pflege. Wir hoffen ja, dass er dann irgendwann auch wieder alleine zurechtkommt.«

»Aber Silvia ist doch da!« Leider spreche ich viel lauter als beabsichtigt.

Papa setzt sich ganz gerade hin und funkelt mich an.

»Du weißt doch, dass Silvia das nicht allein schaffen kann. Sie arbeitet noch und außerdem wohnt sie nicht mal hier.«

»Sie kann ja hier einziehen, wenn wir weg sind.«

»Lisa!« Jetzt ist die Stimme meiner Mutter auch schon ziemlich laut. »Wir werden nicht wegfahren, sondern uns um Opa kümmern. Du wirst es schon überleben, mal einen Sommer zu Hause zu verbringen.«

»Werde ich nicht!«, schreie ich.

»Du bist unglaublich egoistisch«, sagt Mama bitterböse. »Du kannst froh sein, dass dein Opa noch lebt.«

»Bin ich ja!«, schreie ich noch lauter. »Aber das hat doch nichts mit den Sommerferien zu tun!«

Papa steht auf.

»Hier kann man ja nicht in Ruhe zu Abend essen«, sagt er. Er geht aus der Küche und sein volles Glas nimmt er mit.

Mist!



Es kann doch nicht sein, dass ich hier gefesselt bin! Die ganzen Ferien über! So viel Unglück kann man doch nicht haben!

Natürlich bin ich froh, dass Opa bald wieder nach Hause kommt. Er war sehr lange weg, im Krankenhaus. In vielen Krankenhäusern, genau genommen.

Als das mit Opa passiert ist, war es noch Sommer. Der Sommer, in dem wir in die Bretagne gefahren sind. Es war ein wunderbarer Sommer bis dahin und ich hätte nie gedacht, dass uns irgendetwas unsere nächste Reise vermiesen würde.

»Na und?«, sagt meine Freundin Juli am Telefon ohne jedes Mitleid. »Wir sind überhaupt noch nie in Urlaub gefahren. Und ich lebe auch noch.«

Das stimmt. Julis Eltern haben einen kleinen Betrieb. Da werden nur langweilige Pappkartons hergestellt. Na ja, alles muss ja irgendwo hergestellt werden, auch die langweiligen Sachen, oder? Jedenfalls trauen sich Julis Eltern nicht weg und arbeiten jeden Tag, weil sie sagen, ohne sie geht der ganze Betrieb sofort den Bach runter. Das heißt, dass er pleitegeht und alle arbeitslos werden. Also machen sie nie Urlaubsreisen und trotzdem sind Juli und ihr großer Bruder Jannis nicht deprimiert.

»Wir lassen uns was einfallen«, verspricht Juli jetzt. »Der Sommer wird super.«

»Ja«, flüstere ich.

So ganz überzeugt bin ich nicht, dass dieser Sommer super wird. Die letzten neun Monate waren überhaupt nicht super. Zuerst die ganze Aufregung mit Opa. Das kam so aus heiterem Himmel. Im einen Moment war er topfit und voller Pläne – und dann fiel er einfach so um. Und seither ist alles anders.

Am Anfang hat nicht mal einer gewusst, ob er den Schlaganfall überhaupt überlebt.

Er hat ihn überlebt. Aber keiner hatte die Zeit, sich von dem Riesenschreck zu erholen, weil Opa ewig lang im Krankenhaus bleiben musste, und da musste man ständig hinfahren und ihn besuchen und aufpassen, dass er richtig behandelt wird.

Zugegeben, ich war nicht so häufig mit. Am Anfang hat Opa sowieso keinen erkannt. Und später, als sein Gehirn wieder ein bisschen besser funktionierte, war er lange Zeit in einer Reha-Klinik, in der er ein paar Dinge wieder neu lernen musste. Ganz einfache Sachen musste er lernen, zum Beispiel wie man sich anzieht und alleine aufs Klo geht. Die Reha-Klinik war dreihundert Kilometer weit weg. Mama und ihre Geschwister, Onkel Mathias und Tante Sabine, sind abwechselnd hingefahren. Na ja, nicht richtig abwechselnd. Mama war viel öfter dran als die anderen, weil wir in Opas Haus wohnen und er wieder bei uns leben wird. Natürlich ist auch Silvia hingefahren, Opas Freundin. Das ging aber auch nicht so oft, weil sie noch voll arbeitet. Sie sitzt im Büro in der Stadtverwaltung und ist freundlich zu jedem, der zu ihr kommt und irgendwelche Formulare ausfüllen muss.

Ich musste ja dauernd in die Schule. Aber das heißt natürlich nicht, dass ich Opa einfach vergessen habe. Im Gegenteil, ich sehe ihn dauernd vor mir. Egal, ob ich die Augen auf oder zu habe. Ich sehe ihn vor mir. Ich sehe immer das gleiche Bild.

Opa hat einen breiten weißkremigen Hut auf. Es ist Spätsommer. Spätsommer damals vor fast einem Jahr.